

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 48

Artikel: Onkel Hermann
Autor: Chappuis, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Onkel Hermann.

Von Edgar Chappuis.

Von den Persönlichkeiten, die in die Tage meiner Kindheit hineinragten, ist diejenige, welche unbestreitbar den größten Eindruck auf mich gemacht hat, Onkel Hermann, der Schriftsteller. Nun ist er schon viele Jahre tot, und da er unverheiratet geblieben ist, trauert wohl niemand mehr um den geistvollen, gütigen Menschen, dem das Leben so hart mitgespielt hat.

Ich besaß verschiedene Onkel, worunter einige, die es ordentlich weit gebracht haben und zu öffentlichem Ansehen gelangt sind. Einer von ihnen war ein bekannter Staatsmann und Politiker, ein anderer brachte es zum ersten Kavallerieobersten der Schweizerischen Armee. Ja, das bedeutete für mein Knabengemüt schon etwas und zwar nicht wenig. Ich blickte zu ihnen auf, bewunderte sie, schwelgte in Zukunftsträumen, es ihnen einst gleichzutun. Doch auch sie verblaßten vor Onkel Hermann, um dessen Gestalt sich ein geheimnisvolles Mysterium wob, etwas Unsagbares, das man bloß ahnen, aber noch nicht recht verstehen konnte.

Ich sah ihn selten, den schönen Mann mit den großen lebhaften Augen, dem marmorblaffen Gesicht und dem dichten schwarzen Vollbart. Er wohnte weit von uns in der Stadt Genf, und nur ab und zu erschien er auf kurze Tage, oder bloß für wenige Minuten wie ein Meteor am Himmel meiner Kindheit, seltsam, unbegreiflich, gütig, aber stets etwas traurig, in sich gefehrt, wie einsame Menschen es so an sich haben, wenn sie aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen werden und sich nicht mehr zurecht finden unter vielen Menschen, an die sie nicht gewöhnt sind.

Onkel Hermann nahm mich dann an der Hand, ging mit mir in die Stadt hinunter, zeigte mir die schönge schmückten Schaufenster. Und wenn wir zu einem Spielwarengeschäft kamen, trat er wohl mit mir ein und kaufte mir etwas, das mir Freude machte. Auf dem Heimweg wurde er nicht müde, mir herrliche Fabeln und Märchen zu erzählen, die auf das eben Gekaufte Bezug hatten, so daß mir der kleinste geschenkte Gegenstand zu einem wichtigen Ereignis wurde, zu einem kostbaren Besitz, an dem meine Knabenseele innig und in unwandelbarer Treue hing.

Doch kaum hatte ich recht Zeit gefunden, mich seiner Gegenwart zu freuen, so war der Onkel schon wieder fort, irgendwohin, nach Paris oder London, in die Berge oder an einen See weit unten im Süden, und wir hörten und sahen oft jahrelang nichts mehr von ihm.

Wenn ich meine Mutter fragte, was Onkel Hermann mache, antwortete sie mir: „Er schreibt Bücher, mein Junge.“

„Bücher schreibt er, so? Was steht denn in diesen Büchern? — Geschichten, Märchen, etwas Lustiges, doch?“

„Lustiges und Trauriges, Wahres und Erfundenes, wie es ihm in den Sinn kommt, wie er es gerade erlebt und fühlt. Denn weißt du, Kind, das Bücherschreiben ist keine leichte Sache.“

Dann schwieg sie und sah vor sich hin, und mir war, als müsse sie an unsern Onkel Hermann denken, der schon so lange nicht mehr bei uns gewesen und den sie doch gut leiden mochte, denn das hatte ich immer bemerkt.

Vater war in dieser Beziehung anders. Er lachte oft über seinen Bruder, den er einen gescheiterten Phantasten, der es nie zu etwas bringen werde, nannte. Was nun ein Phantast war, wußte ich damals noch nicht. Aber es erhöhte die Meinung, die ich von Onkel Hermann hatte, noch bedeutend. Wenn ich abends oft lange in meinem Bette nicht einschlafen konnte, fiel mir der Onkel ein, und ich dachte an eine Fabel, die er mir während seines letzten Besuches erzählt hatte. Das war immer schön und innig, und noch im Schlafe träumte ich daran weiter.

Es kam die Zeit, wo ich selber zur Schule mußte und lesen und schreiben lernte. Ganze Nachmittage verbrachte ich auf einem niedern Stuhl im Wohnzimmer und las und

las, und kein noch so heller Sonnenschein vermochte es, mich ins Freie zu locken. Ich versank im Banne der Erzählung, erlebte alles mit, machte es mir zu eigen und hatte für meine alltägliche Umgebung wenig Interesse mehr.

Vater meinte oft, der Onkel spuke in mir. Ich verstand ihn nicht, aber es dünkte mich, als läge eine Art von Anerkennung in dieser Bemerkung.

Die Jahre vergingen. Ich war viel krank und die Schule bereitete mir daher ziemlich Mühe. Doch an einem Tage hatte ich meine helle Freude, das war der Aufsatz. Wenn der Lehrer uns ein Pensum aufgab oder uns gar frei wählen ließ, so fühlte ich mich glücklich, schrieb und schrieb, daß meine Schulkameraden, die um mich saßen, und an der Feder klangen, nur so staunten, und gar nicht begriffen, wie ich immer etwas zu schreiben wußte. War dann die Stunde vorbei, so tat es mir leid, aufhören zu müssen, da ich ja noch eine ganze Menge gewußt hätte, die ich jetzt für mich behalten mußte. In der folgenden Stunde kam es dann auch vor, daß der Lehrer meinen Aufsatz vorlas, nicht ohne mich zu fragen, woher ich den Titel und Inhalt genommen habe. Woher? Wohl von mir. Das verstand sich gewiß von selber! — Ich fühlte mich beinahe gekränkt, daß man so albern fragen konnte. —

Es war an einem schönen Tage Ende April. Die Amsel sang auf der Linde vor dem Fenster. Der Birnbaum prangte im Schmucke seines herrlichen Blütenkleides. Es war für mich eine feierliche Geburtstagsstimmung, die noch dadurch erhöht wurde, daß ich vor meinen Geschenken saß, unter denen sich das letzte Buch von Onkel Hermann, „Fabeln“, befand.

Mutter saß an ihrem Arbeitstischchen, nähte, schaute lieb vor sich hin und schaute mich immer wieder an mit einem warmen wohlthuenden Blick, der mir alles verschönerte. Da begann sie leise vom Onkel zu sprechen, von seinem einsamen Leben in der großen Stadt, seinen Kämpfen ums tägliche Brot, seinem Ringen nach Anerkennung in der Kunst.

Und auf einmal wurde mir der geliebte Onkel Hermann lebendig, gewann neue Gestalt für mich. Ich faltete die Hände im Schoß und hörte andächtig zu. Mutter erzählte, wie er Medizin studiert, aber dazwischen immer und immer gelesen und geschrieben habe, bis er sich entschlossen habe, auf den Arztberuf zu verzichten, um nur seinen Büchern zu leben. Sie berichtete mir, wie er einen verwöhnten Prinzensohn unterrichtete, um aus dem Verdienst leben zu können, ja, wie er Nächte hindurch arbeite und schreibe, immer schreibe; denn es sei in ihm und müsse heraus. Das war es also, was seinem Antlitz einen so ernsten traurigen Ausdruck verlieh. Es war also gar keine leichte Sache, Bücher zu schreiben. Ja, man mußte dabei oft hungern und frieren, mußte bittere Enttäuschungen erleben, mußte kämpfen. Und doch mußte es wieder schön sein, den andern etwas sagen, etwas geben zu können, sie damit zu beschenken, oft ohne Dank zu ernten. Ich saß da und staunte vor mich hin. Die Mutter schwieg, nähte weiter, strich sich das Haar zurecht und schaute mich liebevoll an.

Einsam war der Onkel Hermann! Hatte er denn niemanden, der ihn liebte? War er immer allein mit seinen Gedanken? — Mit ganz andern Augen schaute ich auf das dünne Bändchen auf dem Tisch vor mir. Jede Zeile, die darin gedruckt stand, war erdacht, erkämpft. Ein Stück seines eigenen Lebens lag in diesem Buche. Ich bog den Deckel um, begann zu lesen. Geschichten von Tieren des Waldes, von Vögeln und Wild, aber alle hatten etwas Menschliches an sich, als vermöchten sie zu denken, zu sprechen. Seltsam dieser Onkel Hermann. Was er wohl damit sagen wollte? Die Großen würden es wohl verstehen. Ich war noch zu klein mit meinen 12 Jahren.

Der Abend kam. Sachte verschwand vor dem Fenster die grüne Linde und um den weißen Birnbaum woben zarte Nebel, die ihn bald verhüllten. Die Amsel schwieg und es war still. Wo nun wohl der Onkel weilte? Ob er gerade schrieb, ob er froh war oder traurig. „Fabeln von Hermann...“

Wenn er einmal gestorben war, so würde sein Name noch immer auf seinen Büchern stehen, noch immer seine Worte von den Menschen gelesen werden. Das war doch etwas Großes.

Ein bedeutungsvoller Tag brach an. — Ich war konfirmiert und erwachsen! Ich durfte zum Onkel nach Genf! — Stunde für Stunde fuhr ich auf der Eisenbahn. Vor mir dehnte sich weit und blau der Genfersee. Es war ein wunderhübscher Tag. In Genf nahm mich Onkel Hermann, gütig, wie immer, in Empfang, führte mich durch die Stadt, und nahm mich dann mit in seine Klausur, wie er es nannte.

Nahel bei der Cathédrale St. Pierre bewohnte er zwei kleine Zimmer eines mittelalterlichen Hauses. In einem stand sein Bett, ein Tisch und ein Stuhl, im andern, etwas größeren, türmten sich an allen Wänden entlang Bücher, nichts als Bücher. Einige waren gebunden, andere broschiert. Es gab da kleine zierliche, und dicke unförmliche Schmöcker auf deutsch und französisch, englisch, italienisch und lateinisch.

Es roch nach Leder und Pappe, roch moderig und neu, doch über alle flog vom Hofe her ein Sonnenstrahl und vergoldete sie, daß ihre Titel aufleuchteten.

„Sieh mein Junge, das ist mein Reich, das hier sind meine Freunde, die mich nicht enttäuschen und mir treu bleiben, ob es mir gut geht oder nicht.“

Lieblosend fuhr er über die Bücherreihe, zog hier einen Band hervor, blätterte dort in einer auf dem Schreibtisch liegenden Broschüre und seine Augen blickten dabei jung und froh; als besäße er die größten Schätze der Welt.

Auf einem Regal stand ein Totenschädel, links von ihm eine Studentenmütze, rechts ein verrosteter Degen.

„Erinnerungen aus meiner Universitätszeit, als ich noch glaubte, menschliche Krankheiten des Leibes kurieren zu wollen. Aber ich weiß nun Besseres und Edleres: die Seelen muß man heilen, das Innere des Geistes öffnen und veredeln, dann wird auch der Körper gesund.“

Ich blickte mich um, fast ehrfürchtig und mit einer Scheu, wie ich sie bisher nur in einer Kirche empfunden.

„Und deine eigenen Bücher, Onkel, wo sind sie?“

Mit einer müden Gebärde deutete er auf eine Kommode.

„Dort, mein Lieber, noch nichts von Bedeutung, herzlich wenig.“

Und er begann von seinen Bemühungen zu reden, von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen. Es waren leidenschaftlich gesprochene Worte voll Bitterkeit, und dann wieder starke, zuversichtliche, an denen er sich selber zu begeistern schien.

An einer Wand, an der ein schmaler Platz ohne Bücher geblieben war, hingen einige Photographien: die Pariser Sorbonne und Bilder von Jugendfreunden.

„Paris! Ja, da solltest auch du einmal hingehen. Das ist eine Stadt! — Er sprach von der altherwürdigen Sorbonne, an der er zwei Semester studiert, von seinem Lebens Traum, in die Académie aufgenommen zu werden, und seine Augen schimmerten dabei, als sähe er diesen Traum verwirklicht vor sich. Was war sein Leben? Ein ständiger Kampf, ein Ringen nach Anerkennung. Ein völliges Sichauskütten an die andern, die doch oft so wenig Verständnis dafür hatten, so prosaisch und nüchtern waren, und ihn belächelten, als Schwärmer und Phantasten. Dieses Wort verstand ich jetzt. Hatte man es in der Schule nicht schon mir gegenüber angewandt?“

Schnell vergingen die Stunden bei meinem Onkel. Nur ungern verabschiedete ich mich am späten Abend von ihm und fuhr wieder heimzu. Was ich vernommen und erlebt, klang stark und nachhaltend in mir weiter. Der einsame Mann dort unten in der leichtlebigen Stadt tat mir leid, und zugleich nötigte er mir Bewunderung ab. Das war einer, der unbeirrt seiner Wege ging, einer, der immer grad aus schaute, das Ziel vor Augen. Er gab sich nicht mit Halbheiten zufrieden, kümmerte sich nicht um Dürftigkeit, ja Armut. Er lebte seinem Ideal, und sollte er an ihm zugrunde gehen.

Noch im Herbst des gleichen Jahres starb Onkel Hermann, einsam, wie er gelebt. Und der Mann, der zeit lebens wenig Freude und Anerkennung gefunden, jetzt, wo er tot war, ward sie ihm zuteil. Auf einmal erinnerten sich die führenden Tageszeitungen, die literarischen Zeitschriften seiner. In langen Artikeln wurde seines Schaffens gedacht, anerkennend, des Lobes voll. Es war, als wollte man nachträglich gut machen, was man einst an ihm verbrochen.

Ich las die Artikel, sammelte sie, ein seltsames Gefühl im Herzen. Wieder sah ich mich in seinem Studierzimmer in Genf, von Büchern umgeben, die Augen leuchtend, die hohe weiße Stirn von schwarzen Locken umrahmt, wie von einem innern Feuer durchglüht. Nun war er tot. Nun fand sein unruhiger, unstäter Geist den Frieden, den ihm dieses Leben nicht zu geben vermocht. Nun erinnerte man sich seiner, holte wohl auch eines seiner Werke hervor, staubte es fein säuberlich ab und begann zu lesen.

So war die Welt. — Ich hatte keinen Onkel Hermann mehr. Aber trotz seiner großen Armut hatte er mir ein Erbe überlassen, das Gedenken an einen aufrechten mutigen Menschen, der sich bis zum Schluß treu geblieben war.

Für mich blieb Onkel Hermann die stille innige Liebe meiner Kindertage. Und noch heute kann ich nur mit Kühnheit und Wehmut all der einsamen Kämpfe gedenken, die er allein ausgefochten hat, mutig ausharrend und an sich glaubend, an sich und seine Bestimmung.

Lieder am Abend.

Von Otto Frei.

I.

Wieder macht ein müder Tag
Stumm die Augen zu,
Läßt den Mantel von sich gleiten,
Legt sich hinter Wald und Weiten
Still zur Ruh.

Komm, wir wandern an den See,
Der noch golden blinkt,
Blaubern mit der muntern Welle,
Bis am Berg die letzte Helle
Bläht und sinkt.

II.

Nun sei's genug für heute;
Nun leg den Strumpf beiseite
Und laß die Arbeit ruhn!
Es war ja seit dem Morgen
So viel vergrämtes Sorgen
In deinem Tun.

Noch dies und das? O schweige!
Gib von der Wand die Geige
Und stimme fröhlich ein!
Das Glück will auch sein Teilchen;
So wollen wir ein Weilchen
Wie Kinder sein.

III.

Abends, wenn ich einsam bin,
Stimm ich meine Laute.
Tag, dem ich so irrig traute,
Sei bedankt und fahre hin!

Munter zupf ich Ton um Ton
Aus den hellen Saiten.
Träume, die mein Spiel begleiten,
Sind ein karger Sängerlohn.

Aber manchmal prunkt ein Klang
Wie aus Gold gesponnen,
Selig, wenn er längst zerronnen,
Lausch ich noch die Nacht entlang.